

Ulrich Johannes Schneider

Lesen als Arbeiten in der Bibliothek

Die Leser rennen in die Bibliothek, sie brauchen die Bücher, ganz schnell. Diese Szene der heranstürmenden Leser ist so etwas wie die Urszene der modernen Bibliothek, jedenfalls wird sie oft dafür gehalten. Es stehen sich das Bedürfnis nach einschlägiger Literatur und das Gebäude mit dem Vorrat an Büchern gegenüber. Es gibt sogar ein historisches Zeugnis für diese Begegnung. Die Szene des Ansturms auf die Bibliothek wird nämlich 1827 von einem Studenten des Trinity College in Cambridge sehr plastisch beschrieben.¹ Und lässt sich nicht tatsächlich von diesem Run auf die Bücher die Funktion der Bibliothek schlechthin ableiten? Alles deutet zunächst darauf hin. Die Investitionen in Bibliotheken seit dem 19. Jahrhundert haben, vor allem staatlicherseits, hauptsächlich zwei Ziele: größere und bessere Bücherspeicher bauen und mehr Geld für die Erwerbung bereitstellen. Bibliotheken sichern seit dem 19. Jahrhundert in großem Maßstab die Literaturversorgung in Gebäuden, die dazu angelegt sind, Bestandsbildung zu fördern. Doch das ist nur die eine Wahrheit, und zur Aufklärung einer anderen dienen die folgenden Bemerkungen.

Zunächst ist zuzugeben, dass das Geschäft der Bibliothekare tatsächlich und bis heute wesentlich dadurch gekennzeichnet ist, dem in vielen Formen auftretenden Bedürfnis nach Literatur abzuhelpfen.² Die Bibliothek als Warenhaus dessen, was man gedruckt lesen will, bestimmt entsprechend den Diskurs der Bibliothekare. Mit Geld muss sorgsam umgegangen werden, Erwerbungsmitel waren immer knapp. Viel Energie geht noch heute in die Erörterung des Problems, wie die bestmögliche Literaturversorgung zu bewerkstelligen sei. Das Geschäft der Literaturversorgung war und ist eng mit dem Geschäft der Orientierung im Bereich der Literatur verbunden, und so wurde die Bibliothek eine Art Reisebüro und lieferte nicht nur Texte, sondern verriet auch, wie man dorthin gelangte. Kataloge, Bibliografien und andere Datenbanken enthalten mehr, als im Hause vorrätig ist. Die Kompetenz zum Navigieren in der Welt der Texte gehört nicht minder als deren Beschaffung zur Tätigkeit der Bibliothekarinnen und Bibliothekare; sie haben das Warenhaus intellektueller Güter jederzeit

¹ Vgl. Wright, J. M. F.: *Alma mater, or seven years at the University of Cambridge*, S. 183. Zitiert bei: McKitterick, David: *Cambridge University Library. A History*. Bd. 2. Cambridge: Cambridge University Press 1986, S. 612.

² Vgl. dazu Umlauf, Konrad: *Bibliotheken als Organisationen zur Bereitstellung von Lektüre*. In: *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. von Ursula Rautenberg u. Ute Schneider. Berlin, Boston: de Gruyter 2015. S. 599–621.

nicht nur verwaltet, sondern strukturiert. Zu diesen beiden Funktionen des Warenhauses in Sachen Texte und des Reisebüros in Sachen Wissen kommt die Funktion der Schreibwerkstatt, wie man Lesesäle besser nennen sollte. Bibliotheken bieten Arbeitsräume.

Die Urszene des Ansturms auf den Bestand kann heute so fortgesetzt werden: Die Bücher werden in der Bibliothek gelesen. Die Leser rennen nicht gleich wieder heraus, und die Bibliotheksbauten zeigen die Veränderung deutlich. Erstmals im 19. Jahrhundert werden durch den Einbau von Toiletten und Heizung Bedingungen für längere Aufenthalte von Nichtbibliothekaren geschaffen. Das passiert spätestens ab der Mitte des 19. Jahrhunderts weltweit mit Regelmäßigkeit.³ Bibliotheken sind seitdem Häuser auch für Nutzer, nicht nur für Bücher und nicht nur für Bibliothekare.

Wenn nun seit dem 19. Jahrhundert – sowohl bei öffentlichen wie vor allem aber bei wissenschaftlichen Bibliotheken – Lesesäle eingebaut werden, ist das ein entscheidender Funktionszuwachs. Vor dem 19. Jahrhundert hatten Bibliotheken grundsätzlich keinen Leseraum – Ausnahmen bestätigen die Regel. Lesesäle sind ein Funktionsmerkmal moderner Bibliotheken überhaupt.⁴ Auch wenn es immer Menschen gibt, die lieber zu Hause als in Bibliotheken arbeiten, ist das Lesen in Bibliotheken ganz unproblematisch mit dem Lernen überhaupt assoziiert.⁵ Was wäre Lesen anderes als die Befriedigung jenes Bedürfnisses, das den Run auf die Bibliothek zuallererst auslöste?

Dabei ist es auffällig, dass im digitalen Zeitalter – also je nach Rechnung nun auch schon mindestens zwei Jahrzehnte – die Nutzung der Lesesäle nicht nachgelassen, sondern im Gegenteil an vielen Orten eine Steigerung erfahren hat. Nie war es einfacher, Literatur ortsunabhängig zu rezipieren, und dennoch sind die Lesesäle nicht nur zu Prüfungszeiten gut gefüllt. Dieser zeitgenössische Umstand macht es umso dringlicher, den als Lesesälen gebauten Selbstverständlichkeiten eigene Überlegungen zu widmen.⁶

3 Vgl. Schneider, Ulrich Johannes: Die Geburt des Lesesaals. In: Museum, Bibliothek, Stadtraum. Räumliche Wissensordnungen 1600–1900. Hrsg. von Robert Felfe u. Kirsten Wagner. Berlin, Münster: Lit 2010. S. 153–171.

4 Vgl. Schneider, Ulrich Johannes: Über die Rolle von Bibliotheken in einer digitalisierten Welt. In: 2020 – Gedanken zur Zukunft des Internets. Hrsg. von Hubert Burda u. a. Essen: Klartext 2010. S. 165–170.

5 Vgl. Schneider, Ulrich Johannes: Die Bibliothek als Wissensraum. In: Die Zukunft der Wissensspeicher. Forschen, Sammeln und Vermitteln im 21. Jahrhundert. Hrsg. von Jürgen Mittelstraß u. Ulrich Rüdiger. Konstanz: UVK 2016. S. 147–159.

6 Lesesäle werden ansonsten als Gegebenheiten thematisiert und problematisiert. Vgl. Werner, Klaus Ulrich: Bibliothek als Ort, und Hutzler, Evelinde: Moderne Lesesäle. Arbeits- und Lernräume als Service von Hochschulbibliotheken. In: Praxishandbuch Bibliotheksmanage-

Die folgenden Gesichtspunkte zeigen an, aus welcher Perspektive man die Arbeit der Nutzerinnen und Nutzer analysieren müsste, wenn man ihr Tun stärker in die Funktionsbestimmung der Bibliothek einbezüge. Es ist (1.) die Lernpsychologie mit der Theorie des „situated learning“, (2.) die Theorie des Lesens, die der des Schreibens unterliegt, (3.) die Theorie des Lesens als Motor der Kreativität und (4.) die Philosophie des Schreibens als Innovationsprozess. Mindestens aus diesen vier Perspektiven ergibt sich für die Bibliothek eine neue Funktionsbestimmung, die vornehmlich an der Nutzung ihrer Raumressourcen orientiert ist.

Zu den Funktionen von Bibliotheksräumen

Heute geht die Benutzung der bibliothekarischen Räume längst über die bereits im 19. Jahrhundert eingebauten Toiletten, Heizungsanlagen und Lichtinstallationen hinaus und bezieht sich auf alle Aspekte des Lebens, die bei einer Anwesenheit von mehreren Stunden bemerkbar werden. Miteinandersprechen sowie Essen und Trinken sind inzwischen weitgehend in die inneren Bibliotheksräume verlagerte Verhaltensweisen.

Einerseits sind Bibliotheken in der modernen Gesellschaft ein Bautyp öffentlicher Art wie Gefängnisse, Theater oder Museen, andererseits fungieren sie teilweise wie Konsumbauten und Warenhäuser. Diese Doppelfunktion bzw. diese Zwiesichtigkeit spiegelt sich in den neueren Bibliotheksbauten, die alle dadurch ausgezeichnet sind, dass sie die Flächen für Nutzerinnen und Nutzer vergrößern. Die Ausgestaltung dieser Flächen schwankt zwischen schulklassenähnlichen Massenlernräumen und individuell nutzbaren Ecken und Winkeln, die eher gelehrten Arbeitszimmern abgeschaut sind, oder auch loungeartigen Entspannungszonen, wie sie in Shoppingmalls oder größeren Buchhandlungen zu finden sind. Es ist allem Anschein nach unentschieden, wofür genau Lesebereiche eingerichtet werden sollen bzw. legen diese eine multifunktionale Bestimmung nahe. Die verschiedenen Nutzungstypen von der schnellen Auskunft bis zur langwierigen Recherche, von der prüfunggetriebenen Wissenskollekte bis zur ambulatorisch-beliebigen Textbetrachtung werden gelegentlich von unterschiedlichen Zonen desselben Gebäudes bedient. Auch Zeit ist ein Faktor: Das einführende Lesen, das etwa in einer Universitätsbibliothek zu Beginn der Vorlesungszeit typisch ist, findet in Räumen statt, die noch Luft und Lücken

ment. Hrsg. von Rolf Griebel, Hildegard Schäffler u. Konstanze Söllner. Berlin, Boston: de Gruyter 2014. S. 95–107 u. 431–447.

haben, während das intensive, produktionsorientierte Lesen, das am Ende der Vorlesungszeit im Prüfungszeitraum massenhaft stattfindet, meist unter Bedingungen der Überfüllung und der Zeit- wie Platznot geschieht. Wie immer also die Nutzer in die Bibliothek gelangt sind, agieren sie dort räumlich und zeitlich in höchst variantenreichen Verhaltensweisen.

Während Architekten und Bibliothekare bei Neubauten den Blick auf Ausstattung und Arbeitsplätze richten – auch weil es jenseits davon so schwer zu wissen ist, was Nutzer wirklich tun –, soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, die Bibliotheksräume von den dort gewissermaßen innerlich ablaufenden Bewegungen her zu begreifen, sie als Räume der Nutzerinnen und Nutzer zu verstehen. Damit wird der Blick vom Statischen auf das Dynamische gelenkt, von den einfachen Modellen des Lernens und des Wissenserwerbes auf die komplexen hin orientiert, ohne dass diese Hinweise mehr als einen Ansatz vorstellen.

1 Die Lernsituation

Die Lernpsychologie hat unter dem Schlagwort des „situated learning“ das Lernen als individuelle Handlung entgrenzt bzw. erweitert, um die Lernsituation nicht länger auszublenden. Ein umfassenderer Blick begreift Lernen als durch und durch sozialen Prozess.⁷ Das geht soweit, Lerngegenstände durch so genannte Praxisgemeinschaften (communities of practice) konstituiert zu sehen.⁸ Daraus folgt unter anderem, dass in der Lesesaalsituation die Anwesenheit anderer nicht nur störend ist, sondern auch stimulierend sein kann. Situiertes Lernen begreift Lernen insgesamt in einem Aushandlungskontext,⁹ den die Situation der Lernenden entscheidend beeinflusst.

Im Sinne dieser lernpsychologischen Einsichten kann das Bild der Bibliothek als statischer Wissensraum dynamisch umgedeutet werden, analog zum Modell des mentalen Raumes, der seit der Antike eine geläufige Vorstellung von der inneren Verarbeitung von Wahrnehmung und Denken bezeichnet.¹⁰ Lesesaal und Lernraum können als identisch gesetzt werden, besonders im Hin-

⁷ Vgl. Lave, Jean: Situated Learning in Communities of Practice. In: Perspectives on Socially Shared Cognition. Hrsg. von Lauren B. Resnick, John M. Levine u. Stephanie D. Teasley. Hyattsville: APA 1991. S. 63–82, hier S. 67.

⁸ Vgl. Lave, Situated Learning (wie Anm. 7), S. 72.

⁹ Vgl. Reutlinger, Christian: Lernen. In: Lexikon der Raumphilosophie. Hrsg. von Stephan Günzel. Darmstadt: WBG 2012. S. 233–234.

¹⁰ Vgl. Wagner, Kirsten: mentaler Raum. In: Lexikon der Raumphilosophie (wie Anm. 9). S. 254–255.

blick auf die situative Realisierung der eigentlichen Lerndisziplin in der Abwechslung von stillem Sitzen und nervösem Herumlaufen. Physiologisch wurde für „die dynamische Interaktion zwischen Text und Lebenserfahrung“ sogar eine Entsprechung auf neuronaler Ebene ausgemacht, wenn mehrstufige Prozesse im Hirn ablaufen.¹¹ Es sind aber vor allem kulturelle Traditionen, die das Sitzen im Lesesaal stärker als das in Kirchen, Vortragssälen und Konzerthallen zu einer angespannten Aktivität mit Kreativitätspotenzial machen.

Kurz gesagt: Das Modell des Trichters, das schon länger nicht mehr als Verbildlichung des Lernens anerkannt wird, muss ersetzt werden durch eine lernpsychologische Konfiguration der intellektuellen Vorgänge, wie sie im Lesesaal protokolliert werden können. Ein solches individuelles Lernen begleitet alle rezeptiven und produktiven Aspekte des Lesens und Schreibens.

2 Antizipatorisches Lesen

In der Geschichte des Lesens tauchen Bibliotheken und ihre Lesesäle immer mal wieder, strukturell aber eher am Rande auf, weil der Leitfaden solcher Narrationen meist die individuelle Lese- und Lektüreerfahrung ist. Selbständiges Lesen ist aber seit Langem als höhere Form des Lernens anerkannt und bedeutet weit mehr als die Aufnahme von Informationen aus einem Text. Besonders die ältere Bedeutung von Lesen im Sinne des Auslesens enthält eine deutlich aktive Komponente des Wählens und Entscheidens.¹² Der Philosoph Olaf Breidbach schreibt:

Das fortgeschrittene Lesen antizipiert Bedeutungen und erfasst Sinneinheiten, indem es ausgehend von einer Vorinformation nach zentralen Elementen eines Textes sucht, an diesen etwaige Vorab-Information falsifiziert oder eben auch verifiziert und so ein Textkorpus regelrecht durchscant. Diese Art des Lesens ist antizipatorisch.¹³

Es ist dieses selbstgesteuerte höherstufige und voraussetzungsreiche Lesen, das in den Lesesälen sein kulturelles Biotop findet.

Zu dieser Kulturtechnik des selektiven Erfassens gehört ein Akt der Selbstdistanzierung, der eine befreiende Wirkung hat. Die Philosophin Christiane Schildknecht vergleicht den Lesevorgang mit einer Reise: „Die reflektierende

¹¹ Vgl. Wolf, Maryanne: Das lesende Gehirn. Wie der Mensch zum Lesen kam – und was es in unseren Köpfen bewirkt. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2009, S. 189, das Zitat ebd.

¹² Vgl. Breidbach, Olaf: Lesen. In: Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Hrsg. von Ralf Konersmann. Darmstadt: WBG 2007. S. 195–207, hier S. 195.

¹³ Breidbach, Lesen (wie Anm. 12), S. 197.

Reise zu sich selbst erfordert das Heraustreten (den Abschied) aus gewohnten Zusammenhängen, das Distanzieren und Absehen von Vertrautem.“¹⁴ Solche Einsichten sind literaturhistorisch gewonnen, auch ist die Geschichte des Lesens gerade in letzter Zeit als neuromantische Individualismustheorie en vogue.¹⁵ Aber eine Verallgemeinerung liegt nahe, denn die Geschichten der Literatur, der Wissenschaft und der Bibliothek haben vielfältige Überschneidungsbereiche. Man kann die Briefeditionen großer Schriftsteller durchlesen oder die heutigen Blogs künftiger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und findet die Bibliothek als Ort der eigenen Weiterentwicklung im Denken deutlich genug ausgezeichnet.¹⁶

3 Lesen als Sich-Entwerfen

Es hat seit dem späten 20. Jahrhundert nicht an Theorien des Lesens gefehlt, die dessen Transformations- und Innovationspotenzial herausstellen. Hier sind es nicht Geisteswissenschaftler und Historiker, sondern Neurophysiologen wie etwa der französische Kognitionswissenschaftler Stanislas Dehaene, der das Lesen kurzerhand „die größte Erfindung der Menschheit“ nennt und eingehend die damit verbundenen Prozesse im Gehirn untersucht. Es geht Dehaene dabei vor allem, wie vielen anderen Naturwissenschaftlern, um die Lesefähigkeit überhaupt, um das Erlernen des Lesens, weniger um die Analyse komplexer Prozesse der Literaturwahrnehmung und -verarbeitung.¹⁷

In anderen Zusammenhängen hat man es Bildung genannt, was die Weiterentwicklung gedanklicher Fähigkeiten auf der Grundlage vorgefundener Texte auszeichnet. Die Tatsache, dass man beim Lesen nicht im Text verschwindet und mit ihm eins wird, dass man abgemessen dazu eine Haltung des Kommentars oder der Kritik entwickeln kann, bedeutet ja, dass Lesen nicht eine zum Lernen allein taugliche Tätigkeit darstellt, sondern als Antrieb der Wissenschaft und überhaupt von Ideen gelten kann. Die Analysen etwa der amerikanischen

14 Schildknecht, Christiane: Reisen. In: Wörterbuch der philosophischen Metaphern (wie Anm. 12). S. 301–311, hier S. 307.

15 Mangel, Alberto: Die Bibliothek bei Nacht. Frankfurt am Main: Fischer 2007.

16 Vgl. Schüller-Zwierlein, André: Die Bibliothek als Lesezentrum. In: o-bib 4 (2017) H. 2. S. 14–34, hier S. 16: „Die Leser-Text-Interaktion ist individuell“ und S. 18: „[E]inen Lieferservice für Wissen gibt es nicht und kann es nicht geben.“ <https://doi.org/10.5282/o-bib/2017H2S14-34>. Alle aufgeführten Internetressourcen wurden zuletzt am 1. Dezember 2017 aufgerufen.

17 Vgl. Dehaene, Stanislas: Lesen. Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert. München: Knaus 2010.

Neurowissenschaftlerin Maryanne Wolf¹⁸ weisen ebenso wie die klassischen Bildungstheorien auf die Fähigkeit des menschlichen Gehirns hin, sich als Instrument intellektueller Vorgänge selbst zu verändern. Die Lesesäle sind Hauptschauplatz solcher Vorgänge, sie sind ein Schutzraum menschlicher Intelligenz.

Die französische Anthropologin Michèle Petit zeichnet sehr genau die intellektuelle wie soziale Mobilisierung nach, die mit dem Akt des Bücherlesens verbunden ist. Den Schein der bloßen Rezeptivität beim Lesen benennt sie so: „Leser jeden Alters schreiben ihre eigene Geschichte im Zwischenraum der gelesenen Zeilen. Sie übernehmen einen Wortschatz und eine Syntax, um daraus einzigartige Sätze zu bauen.“¹⁹ Petit belegt das nicht nur aus der Literatur selbst, mit Selbstzeugnissen von Schriftstellern, sondern vor allem aus ihren Forschungen in armen Gegenden Lateinamerikas, wo sie die individuelle und revolutionäre Kraft des geistigen Prozesses protokolliert, den man Lesen nennt, und der doch besser als Aktivität sich selbst verändernder Menschen begriffen werden kann.²⁰

4 Der Schreibprozess

Einige Theorien des Schreibens schließen sowohl neurologisch wie kulturwissenschaftlich an die Theorien des höheren Lesens an. Der Medientheoretiker Walter Ong etwa sagt über das Schreiben: „Es beflügelt das Selbstgefühl und begünstigt eine bewusstere Interaktion zwischen Personen. Schreiben ist Bewusstseinsweiterung.“²¹ Einige gehen so weit, zwischen Lesen und Schreiben einen qualitativen Unterschied einzuziehen und zu sagen, das Lesen stehe in der Gefahr, eingeschränkt zu werden, wie zahlreiche Akte der Zensur in der Geschichte der Texte belegten; im Schreiben hingegen habe man eine Art ursprünglich zwangfreie Tätigkeit vor sich: „Schreiben ist eine individuelle und völlig freie Fähigkeit, die man überall und zu allen Zeiten ausüben kann, um zu

18 Vgl. Wolf, Das lesende Gehirn (wie Anm. 11).

19 Petit, Michèle: *Éloge de la lecture. La construction de soi*. Paris: Belin 2012. 2. Aufl. 2016, S. 33: „À tout âge, les lecteurs écrivent leur propre histoire, entre les lignes lues. Avec un vocabulaire et une syntaxe reçue, ils composent des phrases singulier.“

20 Vgl. Petit, Michèle: *L'art de lire ou comment résister à l'adversité*. Paris: Belin 2008. 2. Aufl. 2016.

21 Ong, Walter J.: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1987, S. 176. Zit. nach Wolf, Das lesende Gehirn (wie Anm. 11), S. 257.

schaffen, was man will, jenseits aller Kontrolle und letztlich auch jeglicher Zensur.“²²

Für das naturwissenschaftliche Schreiben jedenfalls gilt, dass es sich über Jahrhunderte neben oder aus der Bibliothek entwickelt hat und noch heute die Formulierung neuer Einsichten im unmittelbaren Anschluss an die Rezeption älterer Recherchen erfolgt. Auch die geisteswissenschaftliche Institutsbibliothek des 20. Jahrhunderts ist dafür ausgezeichnet worden, „Arbeiter und Werkzeug nahe beisammen zu lassen“.²³ Der Literaturwissenschaftler Bernhard Fabian unterscheidet etwas plakativ das „Suchmodell“, geeignet besonders für die Naturwissenschaften, vom „Stimulationsmodell“ der geisteswissenschaftlichen Forschung, die ihren Literaturbedarf variiert und entwickelt. Fabian leitet daraus in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Notwendigkeit großer Präsenzbibliotheken ab. Zugleich gibt er zu, dass die geforderte Symbiose nicht eigens begründet werden könne, schon gar nicht von wissenschaftlicher Seite:

Die Bibliotheken werden nicht damit rechnen können, dass von wissenschaftlicher Seite präzise Forderungen erhoben oder konkrete Vorschläge gemacht werden. Sie täten gut daran, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass die Wissenschaft gegenüber ihren eigenen organisatorischen und institutionellen Voraussetzungen vielfach nicht sonderlich klarsichtig ist.²⁴

Dazu passt, dass eine Umfrage der British Library im späten 20. Jahrhundert ergab, dass die Forschungsarbeit in der Bibliothek keine Standardform kennt.²⁵ Das in und durch Bibliotheken beförderte Schreiben ist ein beliebter, aber eben auch ungenauer Topos, der zahllose Bibliotheksträume gelehrter Menschen bereichert, aber oft wenig mehr bietet als eine Verklärung des einsamen Geistes am Schreibtisch, von Treitschke im 19. Jahrhundert bis zu Fabian selbst, der zu denen gehört, die vor allem Ruhe und Ungestörtheit fordern, den Lesesaal also als Reproduktion einer quasi häuslichen Situation ersehnen.²⁶

Aus diesen vier Gesichtspunkten, hier vorläufig aufgelistet und kurz skizziert, kann eine neue Bibliothekskonzeption entworfen werden, die den Aspekt

22 Petrucci, Armando: Lire pour lire. Un avenir pour la lecture. In: Histoire de la lecture dans le monde occidental. Hrsg. von Guglielmo Cavallo u. Roger Chartier. Paris: Seuil 2001 [zuerst 1995]. S. 431–457, hier S. 436: „l'écriture est une capacité individuelle et complètement libre, qui peut s'exercer n'importe où, pour produire ce que l'on veut, hors de tout contrôle et, à la limite, de toute censure.“

23 Fabian, Bernhard: Der Gelehrte als Leser. Über Bücher und Bibliotheken. Hildesheim: Olms-Weidmann 1998, S. 58.

24 Fabian, Der Gelehrte (wie Anm. 23), S. 69.

25 Vgl. Fabian, Der Gelehrte (wie Anm. 23), S. 61.

26 Vgl. Fabian, Der Gelehrte (wie Anm. 23), S. 79. Vgl. dazu auch Knoche, Michael: Die Idee der Bibliothek und ihre Zukunft. Göttingen: Wallstein 2018.

der Nutzung, wie er seit dem 19. Jahrhundert als soziale Bestimmung der Bibliotheksarbeit unübersehbar ist, analysiert und dafür sozusagen die Seiten wechselt, also die Situation der Lesenden und Schreibenden einnimmt.

Gesellschaftlicher Auftrag der Bibliothek

Die traditionelle Bibliothekstheorie stößt an gewisse Grenzen, wenn sie sich der Dynamik des Geschehens in den Bibliotheksräumen selbst zuwendet. Bibliothekare analysieren lieber das, dessen Veränderung in ihrer Macht steht, wie Geschäftsabläufe und Personalentwicklung, und weniger das Raumressourcenmanagement, welches das Tun und Lassen der Lesenden und Schreibenden in den Lesesälen beeinflusst. Es gibt einen gut etablierten Diskurs über Bibliotheken als Medienrepositorien, dem erst neuerdings die Aufmerksamkeit auf Bibliotheken als Arbeitsorte entgegnet.

Für den Mangel an Analytik in Hinsicht auf die in Bibliothekslesesälen geleistete Arbeit ist der amerikanische Bibliotheksprophet David Lankes ein aufschlussreicher Zeuge. Lankes hat sich mit mehreren Publikationen, besonders aber mit seinem „Neuen Atlas der Bibliotheksarbeit“ (*The Atlas of New Librarianship*, 2011) zum unüberhörbaren Anwalt einer gesellschaftlichen Bestimmung der Bibliotheksarbeit gemacht. Er zeigt ein beinahe blindes Vertrauen in den Fortschritt, sieht Bibliothekare überall am Wahren und Guten arbeiten und will das für die Zukunft bewahren oder stärken. Sein Ausgangspunkt ist eine nur schwach belegte Überzeugung, dass Bibliotheken am Zivilisationsprozess immer schon entscheidend beteiligt waren:

Bibliotheken halfen Europa, aus dem dunklen Zeitalter in die Renaissance voranzuschreiten, und verhalfen der jungen Demokratie in den postkolonialen Staaten zur Blüte. Mit der Ankunft des Internet und dem Beginn eines neuen digitalen Zeitalters zeigen Bibliothekare abermals den Weg in eine bessere Gesellschaft.²⁷

Lankes bezeichnet es als einen Mythos, in dem vor allem Bibliothekare befangen seien, dass moderne Bibliotheken allein wegen der Bücher errichtet wurden.²⁸ Er definiert die Professionalität des Bibliothekarsberufes um und sagt: „Bibliothekare verkörpern diese beruflichen Werte: Service, Lernen, Offenheit,

²⁷ Lankes, Richard David: *Erwarten Sie mehr! Verlangen Sie bessere Bibliotheken für eine komplexer gewordene Welt*. Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen 2017, S. 21–22. Vgl. den Wortlaut im Original: <https://davidlankes.org/wp-content/uploads/2014/01/ExpectMoreOpen.pdf>.

²⁸ Vgl. Lankes, *Erwarten Sie mehr* (wie Anm. 27), S. 51–53.

intellektuelle Freiheit und Sicherheit sowie intellektuelle Redlichkeit.“²⁹ Lankes liest die Zeichen an der Wand, die vom Ende einer politisch-sozialen Unterstützung der Bibliotheksarbeit künden, wenn nicht – von uns allen gemeinsam – eine neue Funktionsbestimmung gefunden wird.³⁰

In seinem *Atlas* gibt Lankes diese Funktionsbestimmung so: „Bibliothekarinnen und Bibliothekare [...] haben die Verbesserung der Gesellschaft mittels der Erleichterung des Wissenschaffens in allen Gemeinschaften zur Aufgabe.“³¹ Diese allgemeine Forderung schwächelt in ihrer Plausibilität aus drei Gründen: Einmal ist sie nicht aus einer Analyse des bibliothekarischen Tuns abgeleitet, sondern aus einem summarischen Überblick, gestützt auf wenige Beispiele. Zum Zweiten ist das, was hier „Wissenschaffen“ (knowledge creation) heißt, gänzlich undefiniert, ebenso wie das andere Hauptstichwort „Gemeinschaften“ (communities). Lankes spricht eher ungenau als Politiker und nicht als Soziologe oder auch nur Informationswissenschaftler, der er selber sein will. Und drittens spielen die Nutzung der Bibliothek und das Innovationspotenzial der Leserinnen und Leser bei ihm keine Rolle. Lankes übt eben doch nicht den Blick auf die bibliothekarische Realität, sondern präsentiert sich als Bibliotheksguru, der warnend seine auf die Bestandsbildung fixierten Kolleginnen und Kollegen anspricht: „Wenn wir nicht erreichen, dass jegliche künftige Bestandsentwicklung als bibliothekarische Dienstleistung im Sinne des Wissenschaffens geleistet wird, werden wir bald keinen Beruf mehr haben.“³²

Der wohlmeinende Lankes kommt aus den USA und überträgt das dort herrschende Bild der öffentlichen Bibliotheken auf das ganze Problemfeld einer funktionalen Bestimmung von Bibliothek. In Europa und hier besonders im deutschsprachigen Kulturbereich, wo es neben den Bibliotheken auch Volkshochschulen und andere das Lesen und Lernen fördernde Bildungseinrichtungen gibt, klingen viele seiner Forderungen überzogen. Umso wichtiger ist es, hierzulande die Funktionen der Bibliothek genauer zu analysieren und zu prüfen, welche davon zukunftsfähig sind.

29 Lankes, *Erwarten Sie mehr* (wie Anm. 27), S. 151: „Librarians hold these professional values: service, learning, openness, intellectual freedom and safety, and intellectual honesty.”

30 Vgl. Lankes, *Erwarten Sie mehr* (wie Anm. 27), S. 153; Lankes, R. David: *The Atlas of New Librarianship*. Cambridge: MIT Press 2011, S. 157.

31 Lankes, *Atlas* (wie Anm. 30), S. 29: „Librarians [...] are on a mission to improve society through facilitating knowledge creation in their communities.”

32 Lankes, *Atlas* (wie Anm. 30), S. 157: „If we do not establish that any collection development in the future is at the service of librarians fulfilling their mission of knowledge creation, we will ultimately find ourselves out of a job.”

Die Bibliothek von innen her gesehen

Anders als die gesellschaftspolitische Reformulierung der Aufgabe von Bibliotheken – gewissermaßen von außen – bemühen sich neuerdings Ansätze, die Produktivität des durch Bibliotheken geförderten Handelns im Tun der Leserinnen und Leser selbst zu finden. Die Aufmerksamkeit auf das spezifisch in den Bibliotheken vollzogene „Lese-Handeln“ hat jüngst André Schüller-Zwierlein verstärkt. Er bietet einen klugen Überblick über den Stand der internationalen Diskussion zur Komplexität und Mehrdimensionalität des Lesens, verstanden als intellektuelle Aktivität.³³ Abschließend fordert er mit Blick auf die Lesesäle und andere bauliche Infrastrukturen für das konzentrierte Lesen, „die psychologischen, räumlichen und technischen Bedingungen der Konzentration“ stärker zu thematisieren.³⁴ Bibliotheken könnten in seiner Vision „Lesezentren“ werden oder sich mit solchen ausstatten, um ihre Dienstleistungen an den geistigen Potenzen zu messen, deren Infrastruktur sie sind. Schüller-Zwierlein schließt ebenso optimistisch wie vage: „Als Lesezentrum bleibt die Bibliothek auch künftig ein bedeutender Ort im Herzen der Hochschulen und darüber hinaus.“³⁵

Man kann sich leicht vorstellen, dass diese Kultur des konzentrierten kollektiven Arbeitens in Bibliotheken ergänzt werden muss um die Gespräche, die über das Gelesene und Geschriebene stattfinden. Wenn man Bilder von Leserinnen und Lesern in Lesesälen studiert, wird man feststellen, dass Ruhe und Konzentration nicht gleich anfangs durchgesetzt waren. Vielmehr zeigen Stiche aus dem 19. Jahrhundert, dass man unter Büchern schnell lebhaft diskutierte. Heutige Bibliotheken unterstützen durch spezielle Räumlichkeiten dieses Bedürfnis an Kommunikation seitens der Bibliotheksbenutzer, von Gruppenarbeitsräumen bis zu Leselounges und Cafés.

33 Vgl. Schüller-Zwierlein, Bibliothek als Lesezentrum (wie Anm. 16), S. 16: „Unter dem Begriff Lesen gruppieren wir also [...] ein kaum abschließbares Spektrum an kognitiven Prozessen und Interaktionen mit Informationsobjekten.“

34 Schüller-Zwierlein, Bibliothek als Lesezentrum (wie Anm. 16), S. 24.

35 Schüller-Zwierlein, Bibliothek als Lesezentrum (wie Anm. 16), S. 29.

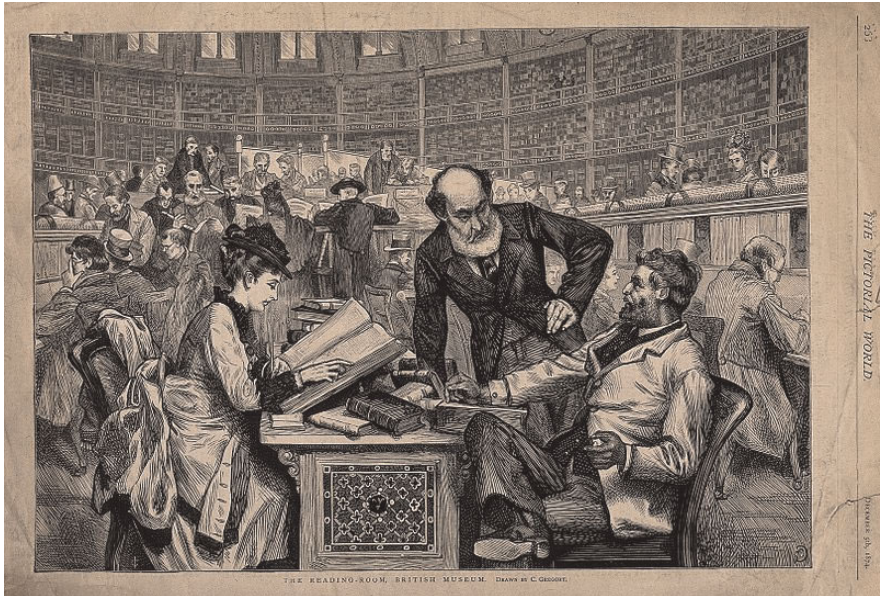


Abb. 1: Der Lesesaal als Diskussionsraum ([l. C.] nach Charles Gregory: The British Museum: the interior of the reading room, in use. Holzstich, 1874).³⁶

Andere Anschlüsse an das hier Angerissene sind denkbar, beispielsweise auch die Förderung nicht nur von Recherchekompetenzen in und durch Bibliotheken, sondern auch die Unterstützung multimedialer Arbeitsformen. Infrastrukturelle Investitionen in Bibliotheken werden jetzt schon weit über die klassische Dreiheit der Raumfunktionen (Magazin, Büro, Lesebereich) hinaus getätigt. Die heute offensichtliche Attraktivität von Bibliotheksräumen darf nicht zu Selbstzufriedenheit führen, sondern sollte ganzheitliche Analysen veranlassen. Die Frage danach, was eine Bibliothek sei, radikal offen zu stellen, ist im digitalen Zeitalter der einzig gangbare Weg in eine gesellschaftliche Zukunft mit kulturell und funktional anerkannten Bibliotheken.

³⁶ https://commons.wikimedia.org/wiki/File:The_British_Museum;_the_interior_of_the_reading_room,_in_use_Wellcome_V0013531.jpg